

MIT FRANZ FLUCH
SPRACH RAINER WEISSHAIDINGER

Brennpunkt Erde

Die österreichische Sektion der Gesellschaft für bedrohte Völker (GfbV) ist eine Menschenrechtsorganisation mit Sitz in Wien. In der aktuellen Kampagne „Die Unsichtbaren“ informiert die GfbV über indigene Völker im Grenzgebiet von Brasilien zu Peru, die in freiwilliger Abgeschiedenheit leben. Im Interview schildert Franz Fluch, der langjährige Obmann der GfbV, die Situation der Indigenen im Amazonastiefland und Brasilien in den letzten Jahrzehnten und die aktuellen Ziele und Herausforderungen der Kampagne, z.B. die Einrichtung einer binationalen Schutzzone*. Mit Franz Fluch sprach Rainer Weißhaidinger aus Riedenthal.



© Karin Vinok

FRANZ FLUCH

Der Journalist und Autor Franz Fluch studierte Portugiesisch und Spanisch an den Universitäten Wien und Bahia (Brasilien). Er war 21 Jahre Radiojournalist bei Ö1 mit den regionalen Schwerpunkten Lateinamerika und Afrika. Seit 2002 ist Franz Fluch freiberuflicher Autor. Er ist Träger mehrerer nationaler und internationaler Auszeichnungen. Seit 2010 ist er Obmann der Gesellschaft für bedrohte Völker (GfbV) Österreich.

WUI: Die Gesellschaft für bedrohte Völker (GfbV) Österreich bringt seit 1985 Menschen- und Minderheitenrechtsthemen ans Tageslicht. Wie begann alles?

Franz Fluch: Ausschlaggebend für die GfbV war das Engagement von Einzelpersonen, die sich zum Teil schon längere Zeit mit der Thematik Menschenrechte und indigene Völker beschäftigten. Diese Personen schlossen sich zusammen, um Indigenen und Vertretern von Minderheiten ein Sprachrohr zu sein. Zu dem Zeitpunkt beschäftigten sich hauptsächlich christliche Organisationen mit indigenen Völkern. Da war natürlich die Christianisierung vorrangig und das führte zu Konflikten, etwa mit den traditionellen religiösen Führern, den Schamanen. Unser Anliegen war es, in den Ländern über persönliche Kontakte Dorfgemeinschaften konkret zu unterstützen.

» Wie bist du persönlich zu dem Thema „bedrohte Völker“ und zur GfbV gekommen?

« Das koinzierte damals – 1981/82 – bei mir mit einem längeren Brasilienaufenthalt, ich habe Portugiesisch und Spanisch studiert und in Bahia die Möglichkeit gehabt als Gast ein Semester zu absolvieren. Bei dieser Gelegenheit bin ich zufällig mit der Indigenenfrage in Berührung gekommen, insbesondere mit den Pataxó-Hahahäi. Die lebten im Süden Bahias in einem jahrzehntelangen Konflikt mit den Viehzüchtern und Kakaobaronen. Obwohl die Pataxó-Hahahäi schon seit 1936 gesetzlich verbrieft Landrechte über 36000 Hektar besaßen, wurden sie aufgrund des Faustrechts vertrieben und die fruchtbaren Böden von Viehzüchtern und Kakaobaronen in Beschlag genommen. Ich habe mich dann mit dem Thema intensiv beschäftigt. 1983 wurde wieder versucht, eine Gruppe von 172 Pataxó-Hahahäi zwangsumzusiedeln, praktisch im Einvernehmen zwischen Großgrundbesitzer, Militär und lokalen Politikern. Die Pataxó -Hahahäi wurden auf die Ladeflächen von vier Militärlastwagen getrieben und hunderte Kilometer

über Land wieder ausgelassen – in der Annahme, dass sich die Gruppe im Laufe der Zeit in alle Winde zerstreut. Die Häuptlinge, also die Integrationsfiguren, wollte man umbringen und die Großgrundbesitzer haben dafür 14 Killer angeheuert, da sie die Drecksarbeit doch nicht dem Militär zumuten wollten. Es ist aber nicht so weit gekommen, da die Häuptlinge von den Lastwagen absprangen und bis in die Hauptstadt Salvador flüchten konnten. Dort bin ich zufällig auf die zwei Häuptlinge gestoßen und bekam von ihnen die Situation geschildert. Das war für mich eigentlich ein Schlüsselerlebnis.

» Bist du dann in Österreich aktiv geworden und mit der Geschichte heraus gekommen?

« Meine Triebfeder war ein ziemlicher Zorn. Das darf doch bitte nicht sein, dass heutzutage noch so etwas passiert. Ich hatte das Glück alles sehr gut dokumentiert zu haben. Mein erster Kontakt war zu Amnesty International und zur Gesellschaft für bedrohte Völker in Deutschland, die es schon seit 1968 gab. Amnesty hat unmittelbar Kontakt zum Außenministerium aufgenommen, das war dazumal noch unter Leopold Gratz. Er seinerseits hat die Botschaft in Brasilia mit einer Untersuchung beauftragt und gleichzeitig auch die Caritas engagiert. So haben wir innerhalb zwei Wochen 90.000 Schilling gesammelt, um den Pataxó-Hahahäi Wasser, Lebensmittel und Zelte zu besorgen. Gemeinsam mit einer brasilianischen Partnerorganisation konnten wir die Pataxó-Hahahäi über sechs Monate verpflegen und gleichzeitig Druck aufgebaut. Die Pataxó-Hahahäi wurden wieder zurück gesiedelt, die Situation hat sich aber nicht generell geändert. Unter anderem hatte ich einen Termin beim ORF-Radio und konnte dem Abteilungsleiter für Gesellschaft und Familie meine Materialien zeigen, der sehr beeindruckt war und das Thema schon zwei Tage später senden wollte. Ich war ganz baff, weil ich sonst überall abgeblitzt bin. Das war die erste Geschichte und so bin ich auch zum ORF gekommen. Für

mich war das auch die Veranlassung eine Plattform zu gründen. Die GfbV sollte als Sprachrohr der indigenen Völker auftreten, ihnen die Möglichkeit geben sich einer breiteren Öffentlichkeit verständlich zu machen. Das war zu der Zeit nicht einfach, da es viele religiöse Organisationen gab, die quasi ein Monopol auf diese Art von Arbeit hatten und die auf unsere Aktivitäten sehr verschupft reagierten.

» Ist das nicht immer noch dieselbe Situation wie heute? wichtiger Arbeitsteil der GfbV?

« Heute ist es viel subtiler, damals war es noch ziemlich mit dem Holzhammer. Es war sehr schwierig am Anfang. Der Verein wurde gegründet, Mitglieder gesucht, Spenden gesammelt – alles ehrenamtlich. In der ersten Phase war ein in Österreich lebender Brasilianer, Carlos Macedo, sehr engagiert, er konnte sehr viele Leute begeistern. Wir organisierten dann 1989 die Amazonas-Konferenz in Wien, wo wir auch sehr viele Indigenenvertreter nach Österreich holen konnten. Das diente der Vernetzung und der Absprache über gemeinsame Strategien. Die Konferenz war ein Highlight und ein wichtiger Schritt.

» Das heißt, Amazonien war immer schon ein wichtiger Arbeitsteil der GfbV?

« Die Anfangsphase galt ausschließlich den Pataxó-Hahahäi, die im Nordosten Brasiliens leben, nicht Amazonien. Im Nordosten gab und gibt es viele Indigene die unter den Großgrundbesitzer-Strukturen leiden. Die Strukturen wurden quasi aus der Kolonialzeit übergangslos in die Gegenwart übernommen und führen nach wie vor zu diesem Phänomen der Landlosen. Heute gibt es 20 bis 30 Millionen Landlose und bisher gab es noch keine Landreform.

» „Wir müssen unser Land erobern, unsere Erde besitzen, nach Westen marschieren ...“ Dieser Aufruf vom ehemaligen brasilianischen Präsidenten Kubitschek leitete 1957 eine der größten Umwälzungen auf unserem Planeten ein, der sukzessiven Innutzungnahme und Abholzung Amazoniens. Was bedeutete das für die Indigenen Amazoniens?

« Unter Kubitschek war es ein Paradigma, Amazonien zu „zähmen“, den Fortschritt zu erschließen, in der irrigen Annahme, dass es eine irrsinnig reiche Region sei. Wie Stefan Zweig sagte: „Ein Land der Zukunft mit immensen Reichtümern“. Schlägern wir den Regenwald, siedeln wir Kleinbauern an, machen wir das Land urbar, bauen wir Staudämme und andere Megaprojekte, wie etwa die neue Hauptstadt Brasília, bauen wir die Transamazonica und Amazonien kann für den Fortschritt erschlossen werden. Wir bringen die Zivilisation dort hin. Aber im Nachhinein hat sich herausgestellt, dass das ein riesiger Denkfehler war. Weil der Boden für eine konventionelle Agroindustrie nicht geeignet ist, mit der fatalen Folgeer-

scheinung einer raschen Auslaugung der Böden und dem weiteren Vordringen bis zur „última fronteira“, der letzten Grenze. Aufgrund der immensen Flächen war das auch kein Problem, hatte aber fatale Folgen auf die Lebensweise der Indigenen und der Flussbewohner die sich im Laufe von Jahrhunderten dort ansiedelten. Diese Siedler passten sich relativ gut an die lokalen Gegebenheiten an, beispielsweise die Kautschuksammler.

» Das sind in dem Sinn keine Indigenen gewesen.

« Das sind keine Indigene gewesen, das ist dann immer mehr zu einer Allianz geworden und der riesige Konflikt bestand zwischen lokaler Bevölkerung, das heißt Indigene und angesiedelte Kleinbauern, und der Erschließung von Amazonien. Auch die Kirche spielte eine wichtige Rolle, da sie im Zuge der Christianisierung die Indigenen in Kleinstädte oder größeren Orten ansiedeln wollte. Und das hatte eine Strategie. So desintegrierten zum Beispiel die Salesianer ganz gezielt die Tukanos indem man ihnen die Kinder wegnahm und ihrer Kultur entfremdete, um aus ihnen Brasilianer zu machen – so die Vorstellung. Da ist es zu irrsinnigen Identitätskrisen gekommen, weil die Missionare nicht nur alphabetisierten sondern auch Kinder weiterverkauften, etwa als Hausmädchen an Wohlhabende in Manaus. Da gab es klare Interessensgemeinschaften zwischen Kirche, Bürgertum und auch mit dem Militär. Auch Fälle von Missbrauch gab es, beispielsweise in São Gabriel da Cachoeira am Rio Negro. Dort waren eigene Räumlichkeiten in der Missionsstation für das Militär, die dort nachweislich Mädchen missbrauchten. Mit dem Ergebnis, dass



Ölverschmutzung infolge der (illegalen) Erdölförderung

© Komala Ramachandra

die traditionellen Dorfgemeinschaften desintegriert, die traditionelle Medizin verboten, die legitime Stammesführung und die religiösen Führer diskreditiert waren. Folge war eine Auflösung der Gruppen und eine Marginalisierung der Indigenen.

» Brasilien ist auch ein Beispiel dafür, dass sich die Indigenen in einer gewissen Art und Weise auf die Füße stellten, z.B. durch die Kartierung der indigenen Territorien.

« Da muss man weiter zurück in die Zeit der Militärdiktatur, 1964 war der Militärputsch. In der Zeit war es einzig die Kirche die Kritik üben durfte, die anderen ließ man alle verschwinden. Und da spielten die katholischen Kirchen, vor allem Erwin Kräutler und der Indianermissionsrat CIMI, eine enorm wichtige Rolle als Sprachrohr für die Interessen der Indigenen und der Kleinbauern. Das hat auch dazu geführt, dass die Nachrichten über gravierende Menschenrechtsverletzungen – es wurden zum Beispiel mit Pocken(keime) verseuchte Kleidungsstücke abgeworfen oder Dörfer vom Flugzeug aus in die Luft gesprengt – in die Öffentlichkeit außerhalb von Brasilien gelangte. Das wurde dann von den großen Medien aufgegriffen und vor allem unter dem Druck der Amerikaner wurde die Behörde für Indianerangelegenheiten, die FUNAI [Fundação Nacional do Índio, die Nationale Stiftung für Indigene] gegründet. Es hat zwar eine Vorgängerorganisation gegeben, den Serviço de Proteção ao Índio, SPI, [„Indianerschutzdienst“], die eine lange Geschichte hatte, zurück bis zu General [Cândido] Rondon, der sich sehr für die Indigenen engagierte. Rondons Hauptaufgabe war das ganze Hinterland zu erschließen und der Telegraphenbau. Es folgte eine erste Gesetzgebung und die Landrechte wurden den Indigenen verfassungsmäßig gesichert, mit der Auflage, dass das Land kollektiver Besitz der Gruppe ist. Wichtig war 1988 die Verfassungsänderung, in der das Indianerstatut fest geschrieben wurde. Seit damals gibt es auch eine gesetzliche Handhabe diese Landrechte einzufordern. Das war auch bei unseren Aktivitäten mit den Pataxó-Hahahäi wichtig, Aktivitäten längerfristig anzulegen, um ihnen zu helfen Landtitel vor Gericht einzuklagen. Das ist passiert, der Prozess hat fast 30 Jahre gedauert, aber im [letzten] Mai wurden den Pataxó-Hahahäi 56000 Hektar Land zugesprochen. Heute sind die Indigenengruppen am Rio Negro am weitesten mit kollektiven Landrechten, der Selbstverwaltung und der bilingualen Erziehung.

» Eine aktuell laufende Kampagne der GfbV informiert über „Die Unsichtbaren“, das sind indigene Völker, die in freiwilliger Isolation leben. Wer sind diese „Unsichtbaren“ oder „Unkontaktierten“, wie sie öfters genannt werden?

« Die Kampagne der GfbV informiert über „unsichtbare“ indigenen Völker die entlang des zehnten Breitengrades, der Grenze zwischen Brasilien und Peru, leben. Unsichtbare gibt es aber auch im Amazonastiefland von Ecuador, Paraguay, Kolumbien und Brasilien. Warum die Unsichtbaren? Diese Gruppen haben relativ bald erkannt, dass der Kontakt zu der so genannten Zivilisation de facto fatale Auswirkungen hat. Sie wurden von der Zivilisation regelrecht überfahren, sei es durch Landraub oder sei es durch Ansteckungskrankheiten. Grippe oder Masern waren Infektions-

krankheiten mit meist tödlichen Folgen. So wurden etwa die Waimiri-Atroari, ein ehemals 4.000 Angehörige umfassendes Volk, beim Bau des Tucuruí-Staukraftwerkes innerhalb von wenigen Jahren auf 300 zusammen geschrumpft und versprengt. Diese Völker zogen sich immer weiter zurück und mieden den Kontakt zur Zivilisation und wollten aufgrund der Auswirkungen keinen Kontakt mehr. Die Indigenen und die Indigenenbehörde FUNAI lernte daraus, dass das Kontaktieren für diese Völker das denkbar schlechteste ist, wenn sie weiter bestehen sollen.

Aktuell ist das Problem, dass die sehr erfolgreiche Politik der FUNAI insofern an der Kippe steht, weil es durch das Vordringen großer Holz- und Bergbauunternehmen aus Peru in Richtung Brasilien zu gravierenden Folgen kommt. Die Bewohner werden vertrieben und gehen dann in die Naturparks und die Indigenenterritorien, wo zum Teil auch Unkontaktierte leben und vertreiben diese oder bringen sie um. Es gibt stichhaltige Hinweise, dass gewaltsame Übergriffe und Vertreibungen der Fall sind. Unkontaktierte aus Peru wandern dann nach Brasilien, was wiederum Konflikte gibt.

Unsere Kampagne möchte diesen Vertreibungen Einhalt gebieten, indem man die brasilianische und die peruanische Regierung veranlasst konkrete Handlungen zu setzen. Eine wichtige Forderung und Überlegung der GfbV ist der binationale Schutzpark, einer geplanten und beobachteten Zone, in der diese Völker unter Schutz stehen. Die illegale Abholzung, der illegale Goldabbau, der momentan durch die hohen Goldpreise ganz gravierend um sich greift, und der Drogenhandel sollen damit unterbunden werden.

» Wie funktioniert die Kommunikation in diese entlegenen Gebiete? Wie bekommen eure Partner und wie bekommt die GfbV mit, wo Missstände auftreten?

« Die politisch organisierten Indigenengruppen, beispielsweise die Asháninka in Acre [an der Grenze zu Peru], haben mittlerweile Internetzugang. Das heißt, wir sind zum Teil gut mit ihnen vernetzt. Das Problem ist aber, dass diese Schutzzone sowohl auf brasilianischem als auch auf peruanischem Staatsgebiet liegt und – auch infolge der unterschiedlichen Politik – diese beiden Seiten schwierig zu vernetzen sind. Aber wir versuchen es. Darüber hinaus gibt es eine NGO in dem Gebiet, die Comissão Pro-Índio, die mit vielen Dörfern in Kontakt ist. Schwieriger ist es Informationen aus Dorfgemeinschaften zu bekommen, die über keinen Strom oder Internet verfügen. Für eine Bootsreise werden mehrere Tage bis Wochen benötigt um diese Dörfer zu erreichen. Nachrichten von dort verzögern sich stark, falls sie überhaupt durchkommen. Eine andere Möglichkeit sind noch die Außenposten der FUNAI, die über Funkstationen und mittlerweile auch Internet verfügen. Die sind meist an den strategisch wichtigen Punkten. Momentan gibt es aber wieder

personelle Probleme und nicht alle Stationen sind besetzt. Grundsätzlich ist es aufgrund der immensen geographischen Ausdehnung nach wie vor sehr schwierig schnell zu reagieren. Auf peruanischer Seite kooperieren wir sehr gut mit AIDSEP [Asociación Interétnica de Desarrollo de la Selva Peruana], das ist ein Dachverband von indigenen Organisationen im [peruanischen] Amazonasgebiet. Bei wichtigen Vorkommnissen nehmen sie auch mit uns Kontakt auf und dann können wir Aktionen durchführen.



Unkontaktierte Gemeinschaft im Grenzgebiet von Brasilien zu Peru © Gleylson Miranda

» Hinkt die peruanische Seite etwas hinterher, z.B. von der Gesetzeslage?

« Die Gesetzeslage ist in Peru nicht so schlecht, die brasilianische Gesetzgebung ist hinsichtlich Unkontaktierte aber mustergültig. Das ist eine Referenz, vor allem was den Schutz [der Indigenen] vor Holzfällern und Goldgräbern anbelangt. Das gilt zumindest für die Unkontaktierten an der Grenze zu Peru. Aber es gibt auch in Brasilien Unkontaktierte, wo die Situation ähnlich schlimm ist wie in Peru.

» Gibt es Kontakt zwischen den „Unsichtbaren“ und – ich sag' jetzt einfach einmal – unterschiedlichen Gruppen zusammen?

« Interessant ist, dass die Unkontaktierten sowohl keinen Kontakt mit den unter Anführungszeichen „Weißen“ als auch nicht mit anderen Indigenen wollen. Die anderen Indigenen haben für die Unkontaktierten auch einen sehr abwertenden Ausdruck, sie bezeichnen sie als „Wilde“ und sehen sich selber in der Hierarchie weiter oben. Viele der Indigenen meinen, dass die „Wilden“ gezähmt werden müssten und dass sie so nicht weitermachen könnten. Da gibt es Auffassungsunterschiede. Auch das Zusammenleben zwischen Unkontaktierten und anderen indigenen Gruppen ist oft sehr spannungsgeladen. Zum Teil sind es schon aus der Geschichte her schwierige Verhältnisse. So wurden zum Beispiel die Asháninka von den portugiesischen Gummi-

baronen zur Zeit des Kautschukbooms schon als Söldner und Killer eingesetzt. Da hat man nicht lange herum gefackelt, da waren Unkontaktierte, zack, weg damit! Dadurch ist das ein sehr spannungsgeladenes Verhältnis. Manchmal kommen dann Attacken oder Diebstahl seitens der Unkontaktierten dazu, was die Spannungen zusätzlich verstärkt.

» Welche Schwierigkeiten gibt es bei der binationalen Schutzzone?

« Die binationale Schutzzone ist insofern eine heikle Geschichte, weil sie zwei Staatsterritorien umfasst. Für die Unkontaktierten gibt es diese Grenze nicht. Es gibt zum Beispiel Nomaden die wandern einmal auf brasilianischer und ein anderes Mal auf peruanischer Seite. Schwierig ist die brasilianischen und peruanischen Behörden an einen Tisch zu bringen und eine gemeinsame Strategie auszudenken. Es bringt wenig, wenn [allein] die brasilianische Seite über eine gute Strategie verfügt, aber aus Peru Unkontaktierte vertrieben werden und die Kokainschmuggler illegal über die Grenze kommen. Das wichtigste ist, dass die lokalen Indigenen eingebunden werden und Bewusstseinsarbeit gemacht wird. Das ist auf brasilianischer Seite großräumig der Fall und sollte auch in Peru erfolgen. Auch ein Monitoringsystem durch Kontrollposten müsste überlegt werden, sodass eine rechtzeitige Warnung erfolgt. Diese Kontrollfunktion sollen unbedingt indigene Gemeinschaften übernehmen, da braucht es jedoch Infrastruktur, etwa Internet und eine geringe Entlohnung für die Aufgabe. Diese Leute können Kontakt zu Polizei und Militär aufnehmen. Auch das funktioniert in Brasilien mittlerweile ganz gut. In Peru ist das problematisch, weil das Militär oft in den Drogenhandel involviert ist. Das erschwert konkrete Schritte.

» Die geplante Schutzzone selber wird also von beiden Regierungen gutgeheißen?

« Nein, so weit sind wir noch nicht. Vor allem, wenn Vorschläge von außen kommen, ist die Situation sehr heikel. Darum ist es wichtig zum Beispiel die FUNAI einzubinden, die die Legitimität und das Wissen hat. Diese Behörden haben eine Schlüsselfunktion. Gleichzeitig haben wir einen entsprechenden Partner in Peru aufgebaut, die INDEPA [Nationales Entwicklungsinstitut für indigene Völker in Peru]. Jetzt müssen wir versuchen die beiden Behörden an einen Tisch zu bringen und gemeinsame Strategien zu überlegen. Was wir jetzt an theoretischen Mitteln zur Verfügung haben, ist politischer Druck über die EU oder über bilaterale Abkommen, wie etwa gemeinsam mit unserer Schwesterorganisation in Deutschland. Eine sehr engagierte Abgeordnete von österreichischer Seite ist die Petra Bayr. Sie ist die Vorsitzende des entwicklungspolitischen Unterausschusses im Parlament.

» Eine wichtige Person der FUNAI für die Indigenen aber auch für die Kampagnen- und Informationsarbeit der GfbV ist José Carlos Meirelles. Wer ist er?

« José Carlos Meirelles ist eine ganz interessante Persönlichkeit, auch was seinen Zugang zu der Thematik angeht. Er kommt ursprünglich aus São Paulo, hat praktisch eine traditionelle Laufbahn vor sich gehabt. In den 70er-Jahren ist er aber zu der Erkenntnis gekommen, dass ihn das überhaupt nicht interessiert. Zu dem Zeitpunkt hat die FUNAI gerade eine Ausschreibung für das Kontaktieren von Indigenen gemacht. Das war so die erste Phase, wo Brasilien noch mit der alten Politik versuchte, die Unkontaktierten in den Schoß der Zivilisation heim zu holen. Das hat ihn fasziniert. Er gehörte der Pioniergeneration der FUNAI an, die die ersten Völker offiziell im Auftrag der Regierung kontaktierten. Die Kontaktaufnahme durch ihn und seine Mitarbeiter hatte aber oft katastrophale Folgen, faktisch alle Völker waren binnen kürzester Zeit durch das Einschleppen von Infektionskrankheiten und den Kulturschock, das war ja zum Teil ein Sprung über 5000 Jahre, verschwunden. Das hat José Carlos Meirelles dazu veranlasst, die Politik der FUNAI zu ändern. Die neue Strategie war der Versuch die Unkontaktierten abzuschotten um ihnen die Möglichkeit zu geben, den Kontakt von sich aus zu suchen, wenn sie das wollen. Aber nicht umgekehrt. José Carlos Meirelles sagt immer, sie wollen keinen Kontakt zu uns, sie wollen aber gewisse Gegenstände von uns, die ihnen das Leben erleichtern. Als sich diese Idee durchgesetzt hat, wurden die Regionen der Unsichtbaren ausfindig gemacht. Heute gibt es Evidenz seitens der FUNAI von 70 unkontaktierten Völkern in Brasilien.

» Wie groß sind diese Gemeinschaften zahlenmäßig?

« Im Grenzgebiet zu Peru gibt es Völker mit bis zu 600 Personen. Dann gibt es aber auch wesentlich kleinere Gruppen mit weniger als hundert Mitgliedern. Dabei gibt es auch unterschiedliche Überlebensstrategien. Die größeren Gruppen kann man relativ leicht auf Satellitenbildern bzw. Luftaufnahmen durch die großen Gemeinschaftshäuser, die Malocas, identifizieren. Dann gibt es aber kleinere Gruppen, die zum Teil Nomaden sind. Die merkten auch, dass sie von der Luft aus ausfindig gemacht werden, verstecken sich irgendwo im Regenwald mit kleinen Hütten und ziehen immer wieder weiter. Der steigende Druck auf die Unkontaktierten veranlasste José Carlos Meirelles mit dem Thema an die Öffentlichkeit zu gehen und auf sie aufmerksam zu machen. Das geschah zuerst 2010 mit einem Filmteam der BBC und sehr hohen Sicherheitsvorkehrungen. Das ist seiner Meinung nach die einzige Chance, dass ihr Überleben gesichert werden kann. Für unsere Kampagne haben wir ihn gewonnen, weil er den Kampf sehr gut personifiziert, noch dazu sein

Sohn sein Nachfolger wird. Mit ihm wollten wir in der Kampagne jüngere Leute ansprechen.

» Meirelles' Einschätzung über das Überleben der „Unsichtbaren“ ist – gelinde gesagt – pessimistisch. Wie siehst du die Zukunft der „Unsichtbaren“?

« Meirelles sagt, dass ein Kontakt nötig ist um ein Überleben zu sichern. Das ist aber ein zweischneidiges Schwert, denn das hängt davon ab



Jose Carlos dos Reis Meirelles wurde zu Beginn seiner Arbeit von den „Unsichtbaren“ mit Pfeilen attackiert
© Artur F. Meirelles

wie dieser Kontakt von statten geht und welche Folgeerscheinungen er hat. Wenn da keine andere Politik gemacht wird und immer nur die wirtschaftlichen Interessen vorrangig sind und menschenrechtliche Aspekte keine Rolle spielen, dann muss man schwarz sehen. Das ist jetzt wirklich ein Hilferuf und eine Chance für die Menschheit, diesen kulturellen „Schatz“ zu behalten, indem man diese Lebensformen akzeptiert und toleriert und davon lernt. Wir sehen uns dazu aufgerufen, die wenigen Hebel die wir haben in Bewe-

gung zu setzen. Auch bei den Pataxó -Hahahäi haben wir nie gedacht, dass sie ihr ganzes Land zurück bekommen.

» Ist es heute leichter oder schwieriger solche Themen an die Frau / den Mann zu bringen?

« Heute ist die Abstumpfung über das Internet und die Kommunikationsmöglichkeiten sehr groß und durch die vielen Konflikte die es gibt, sind die Leute gesättigt. Es ist schon ziemlich schwer die Leute dafür zu mobilisieren. Deshalb ist es wichtig ganz konkrete Themen aufzugreifen und gut zu kommunizieren – das ist, glaube ich, die Herausforderung. Wenn man das macht, und das sehen wir bei der Kampagne die Unsichtbaren, sechs Monate voller Einsatz, ist die Resonanz dann schon auch da.

» Was können wir in Österreich tun, um die Rechte der indigenen Völker in Amazonien zu gewährleisten und diese Gemeinschaften zu unterstützen?

« Ein wichtiger Punkt ist, uns zwischen den NGOs unbedingt zu vernetzen, Organisationen die sich für den Schutz der Natur und des Regenwaldes einsetzen, als auch Menschenrechtsorganisation. Das ist ein ganzheitlicher Ansatz. Da müssen wir versuchen enger zusammen zu arbeiten. Früher war das halt so, jeder Verein hatte seine eigene Strategie und es war gar nicht recht, wenn sich andere eingemischt haben. Diese Zeiten sind vorbei. Angesichts der starken Lobby von Wirtschaftskonzernen brauchen auch wir eine starke Lobby, sonst werden wir mit dem Thema nicht weiter kommen. Wir müssen auch die Politik ins Boot holen und die Foren die es mittlerweile gibt, wie etwa Rio 20+, nutzen und uns vernetzen. Das man darauf hinweist, was zum Beispiel Biosprit bedeutet, wie sein ökologische Fußabdruck ausschaut, was heißt das de-facto für die indigenen Völker. Wenn das ganzheitlich betrachtet wird, dann hat man die Möglichkeit etwas zu bewirken.

» Am Schluss, welchen Wunsch hättest du an die österreichische Politik?

« Für mich wäre ein großer Wunsch, dass die österreichische Politik mehr über den Tellerrand schaut. Aufgrund der vielen innenpolitischen Probleme, ist sie mit sich selber beschäftigt. Aber auch das Problem der Budgetkürzungen, leider ist es so, dass vor allem in den Bereichen wo wir arbeiten die Einschnitte am größten sind. Es wäre mein großer Wunsch, dass wieder einmal Politiker auf der Bildfläche erscheinen, die Visionäre sind und nicht so kleinteilig immer nur auf die nächste Wahl oder die eigene Karriere schauen. Diese Vision geht mir sehr stark ab. Denn uns geht es wirklich gut und durch das große Glück der Geburt sind wir Nutznießer dieser derzeitigen Situation und haben eine moralische Verpflichtung.

« Franz Fluch, vielen Dank für das Interview!